Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 6 (1911-1912)

Heft: 11

Artikel: Lyrik

Autor: Bleibtreu, Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751275

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lyrif Von Rarl Bleibtreu



eine jüngst erschienene Literaturgeschichte sucht klarzu= legen, daß nur Heine und Lenau als große Lyrifer nach Goethe in Betracht kommen, dagegen Möricke, Eichen-dorff, Droste, Keller, Storm, Greif teils einer wirklichen Eigenart entbehren, teils selbst im eigenen Gebiet ihrer

Eintönigkeit nur selten Vorbildliches leisten. Daß vollends Geibel als Klassi= fer geseiert werden konnte, verrät trostlose Verwirrung und Verirrung aller Poesiebegriffe. Wenn Harmlose unsere Antastung dieses bloken Eklektikers und Formalisten als Sakrileg empfinden, so verschwiegen wir im Gegenteil, in welchem Umfang er sein Nachahmen bis zur An- und Entlehnung betrieb. Alle möglichen Dichter geben sich bei ihm ein Stelldichein. Während bei "Sigurds Brautfahrt", "Troubadour", "Page und Königstochter" Uhland, bei "Morgen= ländischer Mythos" Rückert, bei Distichen, Chaselen, antiken Bersmaßen Platen Gevatter standen, wird in farbigen Deklamationsstücken wie "Tod des Tiberius", "Sanssouci" Freiligraths pomphafter Einfluß erkennbar. "Wenn alle Anospen springen", "Unter der Lorelen", das Herz als Meer, "in dem die Perle ruht", "die stille Wasserrose steigt aus der blauen See", "Der Mond gießt seine Strahlen in ihren Schoß hinein", der Schwan "singt so süß und leise und will in Singen vergehn — o Blume, weiße Blume, kannst du das Lied verstehn" — Beine, immer wieder Beine. "Gutenacht", "Es kommt der Mond gegangen mit seinem guldnen Schein" — Eichendorff. "Laß das Träumen, laß das Zaudern" umschreibt ein berühmtes Gedicht von Longfellow. Doch es fommt noch besser, denn selbst die Größten sind vor seiner Nachdichtung nicht sicher. "O komm zu mir, wenn durch die Nacht wandelt das Sternenheer". "o stille das Berlangen, stille die süße Pein" usw., alles aus Goethes "O gib vom weichen Bfühle" auch formal nachgetont. "Ave Maria" nichts als Nachbetung der berühmten Strophen in Byrons "Don Juan", sogar das Bersmaß (Ottave Rime) beibehalten. Desgleichen in "Sag an, du wildes, oft getäusch= tes Herz", was genau Byrons "Dies Herz sei fortan unbewegt" entspricht, bis zu wörtlicher Entlehnung: "Die Blüte fiel, mir blieb der scharfe Dorn . . . es sind das Weh, die Sehnsucht und der Zorn mein einzig Gut . . . ich liebe noch". Die Strophe "Und brächte man mir Lethes Flut" deckt sich so gut wie wörtlich mit einer Byronischen des Thyrzazyklus. Wie wohlbekannt ihm diese Quelle, lehrt ja Geibels Verdeutschung eines Byronischen Albumverses, wobei er sich ausnahmsweise dazu bequemt, in Petitschrift anzumerken: "Nach Byron". Selbst dort, wo nicht unmittelbar bekannte Tone ans Ohr schlagen wie in "Nacht am Meer", "Es rauscht das rote Laub zu meinen Füßen", "O schneller, mein Roß", "Du fragst mich, du mein blondes Lieb" glaubt man bald Lenau, bald Heine, bald ein Potpourri fremder Töne zu vernehmen. In den Zeitgedichten der "Juniuslieder" denkt man bald an Rückerts Geharnischte Sonette, bald an Herwegh und Freiligrath. Selbst drei wirklich gute Gedichte wie "Me= lusine", Waldeinsamkeit", "Welt und Einsamkeit" sind von Lenaus Odem überhaucht. Nur wenn das reine Klischee "Die Liebe saß als Nachtigall im Rosenbusch und sang" oder ödeste Trivialität "Es gibt wohl vieles, was ent= zücket", "Wo still ein Herz von Liebe glüht", "Wenn sich zwei Herzen scheiden" sich einstellen, verzichtet man darauf, nach vornehmen Vorbildern zu fahnden. "Wen einst die Muse mit dem Blid der Weihe mild angelächelt", singt der Weihevolle selbstbewußt. Größtenteils war's die Muse anderer Dichter! Er will "ein Echo voll Musit" hinterlassen, seine Seele hört "den eigenen Wohllaut fluten", ja, eitel Klang wohllautender Reime, doch kein Echo eigener Mu= sik. Oratorische Salbung einer poetischen Kanzelberedsamkeit tut's auch, um eine andächtige Backfischgemeinde zu blenden. Daß er Platen als Schutpatron chre, bekennt er selbst, doch der Jünger lernte wenig, denn es wimmelt bei ihm von unechten Reimen ("Töne — Schwäne") oder von unsäglicher Reimnot. Man begegnet bei ihm den plumpsten Flickreimen, prosaischesten Wendungen ("das ist ein großes Leiden, wie's größeres nicht gibt" usw.). Auch mit der angeblichen Formvollendung, die man, wenn alle Stricke reißen, noch bei ihm gelten lassen möchte, ist's also nicht weit her. Höchstens für rhythmische Wir= fung hat er feines Gehör und bringt es, indem er am sprachlichen Ausdruck herumbosselt, zu einer gewissen Plastif in einigen Griechenbildern wie "Archi= pelagus", "Eleusis". Doch solchen äußerlichen Schein erzwang nur sparsamer Fleiß, ärmliche Mittel so klug verteilend, daß sein kleines Pfund mit Zins und Zinseszins wuchert. Bei Gedenkrede seiner Leichenfeier magte der besonnene Kirchbach schon von "mäßigem Talent" zu reden, wir nennen ihn rundweg das Talent der Mittelmäßigkeit. Wie sehnt man sich bei der weibischen Glätte seiner hohlen Pathetik nach der oft holperigen Versverwilderung der männlichen Droste!

Unsere Erbitterung angesichts so ungemessenen Ansehens und ungeheuren Erfolges eines Afterpoeten aus zweiter hand mußte sich ins Gegenteil verkehren, wenn wir Greifs ewige Klagen ernst nehmen, er werde unterdrückt und verkannt. Doch das redet uns der Reizbare nicht ein, allzeit besaß er eine treue Gemeinde, Kirchbach und Avenarius sangen sein Lob in allen Tonarten. Auch wir machten ja kein Hehl daraus, daß wir ihn wahrlich nicht mit Geibel auf eine Stufe stellen und hier und da mit seinen Verehrern einig gehen. Noch Linggs rethorische Koloristik verdiente von Meister Geibel "eingeführt" zu werden. Solche Kaulbachiade wie "Der Schwarze Tod", wo dieser Herr sich selber vorstellt: "Erzittere, Welt, ich bin die Best" stimmte ganz zum Weihepathos. Seine historischen Freskogedichte bieten nur ein Bilder= buch voll gesuchter Pointen, in diesen Geschichtskoloraturen stören grobe Mißtöne des Rhetorischen. Nur in seiner letten Sammlung findet er ein paar nachdenksame große Worte und im "Hirtenfeuer" eigenartige Anschaulichkeit, die ihn wenigstens von der bloßen Formalistik Geibels absondert. Bei Greif allein verändert sich die Physiognomie der Münchener Schule. Schlichte Na= türlichkeit versenkt sich inbrünstig in eine Seite deutschen Wesens, bäuerlichdörfliche Sittenbilder und heimatliche Landschaftsstimmungen verschmelzen sich mit oft vollsaftiger Melodik. Lebhaftes Baterlandsgefühl, das wir ihm hoch anrechnen ("Auf dem Schlachtfeld von Waterloo"), fühlt sich vom deutschen Wald sogar an die Wodanszeit gemahnt: "Schlage deine Blätter mir im Weben auf, unserer alten Götter Sprache steht darauf." Ungebundene Bernachlässigung der Reimreinheit berührt bei solcher künstlichen Volkslyrik weniger unangenehm, und Greif erreicht sogar, wo es ihm beliebt, gediegenere Echtheit des schönen Pathos als Geibel und Genossen. Seine Weihe setzen wir nicht ironisch in Gänsefüßchen, seinen pathetischen Stil, wo er ihn anwendet, belebt, jene von den Griechen und Byron besonders geübte Sprachkunst, die durch treffende Wortverbindung mühelos Bildlichkeit und Melodik gemeinsam herauf= beschwört. Der Mond hat ihm "wirkendes Licht", die Sonne "rückt" tiefer in "das einsame Blau des hohen Athers". Doch er tut des Guten zu viel. was sei=

nen Adepten entging. So besingt er die Peterskuppel: "Unvermählt im Abendlichte . . . wie ein rufendes Gesichte." Solche Vermengung von Vorstellungen ist nicht anschaulich, sondern gezwungen. Wortmalerei und masfierte Allegorie — wie in dem bekannten "Es wadeln drei fette Gänse" werden ihm oft zur Manie und Manier. Um zu symbolisieren, daß heut die Hoffahrt vom Ritterschloß zu Tal zog, läßt er einen Pfau vor einer Mühle sein Rad schlagen. Mit Verlaub, Pfauen pflegen nicht vor Mühlen zu stehen, auch umgibt nirgends Gletschereis ein "Säuschen an der Waldspit," mit dem gezierten Refrain "weißt du?" Nein, wir wissen es nicht, auch nicht, daß der Mond "atmendes Weben" hat. Öfters begnügt er sich mit bloßem Aufzeich= nen von Impressionen ins Stizzenbuch. Von so billigem Effett erholt man sich freilich bei zartsinnig echten Stimmungsbildern, bei ganzen runden Seelenlandschaften, die sich auch formal meisterlich mit Heinescher Technik entrollen. Überall finden wir einzelne Strophen voll naturjeliger Schwere und Süße. Das ernste Empfinden, fern Geibelscher Empfindsamkeit, steigert sich zu denkerischer Durchdringung des Weltstoffes.

Du hörst, wie durch der Bäume Gipfel die Stunden unaushaltsam gehn, Der Nebel regnet in die Wipfel, du weinst und kannst es nicht verstehen. — Die Sterne sich droben umschließen in blühender Ewigkeit, Die Wolken verwehn und zerkließen, und sterben möcht ich noch heut. — Zwei Falter schwebten ab und zu, wo eine Knospe sprang, So schwärmten wir einst, ich und du, den grünen Wald entlang.

"Des Heimatlosen Erwachen", "Auf der Reise", "Elegie" kleiden bittere Ersahrung in hohe Einfalt, den Mignonliedern vergleichbar. Die Seele plaubert mit sich selbst ("Römischer Frühling"), hört in geheimnisvollem Selbst vergessen "nach Wanderers Weise es donnern leise droben in den Höhn" ("Auf der Wiese"). Ungemachte Naivität eines unverbrauchten Impressionismus wird besonders eindrucksvoll in der knappen Einfachheit von "Sonntag am Meer" und dem ergreisenden Liebesschmerz "Im Morgengrauen".

Aber durchweg bleibt er Elegiker und Jonlliker und aus jener besseren Sälfte seiner Gedichte, wo er die ihm passende Liedsorm wählt, muß strenge Sichtung gar vieles ausschalten. So leicht lassen wir uns nicht sangen, wie bei so manchem Klischee nach berühmten Mustern; der Unkundige ahnt nicht, daß man diese Sorte von Liedlein scheffelweise herstellen könnte nach bestimmter Fabrikmarke. So bleibt es im wesentlichen bei einer kleinen Auslese Greif-

scher reiner Lyrik. Sowohl seine patriotischen Zeitgedichte als die historischen Balladen entbehren jeder dichterischen Feinheit, überraschend schwach und formell schludrig. Hier und in den frostig öden Dramenversuchen, wo selbst sein Apostel Kirchbach von "Unfähigkeit" "äußerlich Theatralisches" redet, wird er grade das, was er vermeiden möchte: rhetorisch. Doch auch in den zwei hochge= lobten Bravourstücken der Romanzen "Das klagende Lied", "Des Zöllners Tochter" erkennen wir im breitspurig ausladenden Vortrag nur eine erkünstelte Konstruierung falschen Märchentons. Was hier die Hirtenschalmei vorspielt, flang viel feiner aus dem düstern Naturstimmenlied "Im Schilf". Diese Bergleiche vollenden das Bild, daß ihm zu jeder größeren und männlicheren Gestal= tung so gut wie alles gebrach. Und ihm, der sich als Kiinstler fühlte, kam das Sprachgefühl oft so abhanden, daß man in unbeholfenste Stümperprosa hineinplumpst. "Berge in umstürmter Lage" wird nicht besser, weil auch Geibel mal so spröden Flickreim braucht, "Es steht in aller Mienen, wie sehr die Fahrt gefällt", "Nach jeglicher Seite herrscht völlige Ruh", "Glück auf Erden zu verbreiten, war er einzig nur bedacht, schon das Jahr, das er erwählet, war an Sagen überreich, ja, was man davon erzählet, klinget einem Wunder gleich." "Bon Stund an bessert er sich", "Das Herz darüber eher Schreck ver= spürt!" Da hört denn doch verschiedenes auf! Und wir könnten die Liste noch vermehren. Auch in gespreizter Würde macht sich öfters unhandliche Steifheit breit. Dazu die endlose Eintönigkeit, immer die gleichen Sommerfäden eines elegischen Berhauchens. Im ganzen diden Band quillt nur einmal ein fräftiger Ton im "Morgentrunt" der drei Reiter, sonst stets die selbe träumerische Versonnenheit, bei der uns endlich die Lider zufallen. "Schlummer füllt des Mondes Horn . . . wallen Engel durch das Korn". Zu viel Schlummer, Mond, Korn, Engel, zu viel Erntesegen, zu viel spintisierte Naturlaute. "Das Regen der alten Leiden schaft", hörten wir recht? Und ist's Greif, der Sinnige, der so wütend auf die totschweigende Presse und den Weltlauf schimpft? "Ich bezweifle die Besserung." Diese würde nämlich darin bestehen, daß alle Welt Greif für den größten Lyriker nach Goethe hält. Noch auf dem Totenbett predigte er Besuchern seine — Dramatikergröße. Berdenkt man uns, daß unser volles Verständnis für die kleine Auswahl seiner erstrangigen Lieder uns durch so kindische Selbstüberhebung seiner eng umfriedeten Beschränkung vergällt wird? Die lächerlichen Hymnen, die über seiner Gruft emporstiegen, laden uns auch nicht ein, für einen "Klassiker" des Cottaverlages die Lanze zu brechen, der in Charons Kahn nur ein winzig Ränzchen voll Dichterhabe nach Elnsium hinüberschiffte. Umsonst ruft er dort nach Goethe, der Altmeister läßt sich nicht blicken, denn er liest gerade den Geibelspruch, der auf diesen ABC-Schützen zurüchrallt: "Man kann ein guter lyrischer Dichter und doch ein dummer Teufel sein". All dies gilt geradeso für die andern eingangs genannten Lyriker, denen noch Sebbels und C. F. Meyers Verse sich zugesellen. Während man bei Heine und Lenau einiges ausmerzt und das Ganze behält als ewiges Dokument einer großen Persönlichkeit, bleibt von jenen nichts als je eine Handvoll vorstrefflicher Gedichte. Ist das genug? Und nun fragen wir, worin sich folgendes von Greifs bestem Stimmungszauber unterscheidet.

Dächer schimmern ziegelrot zwischen dunklen Fichten,
Sandige Wüste öd und tot führt zum Wald, dem dichten.
Bor uns bläulichschwarze Flut ihre Wogen breitet,
Fern zuckt fahler Blize Glut, ein Gewitter streitet.
An dem Horizont entlang fräuselt leichter Rauch,
Nirgend sonst ein Mensch, ein Klang — wir sind selbst ein Hauch.
Trübe starren rings die Wälder, ganz getaucht in Nebeldust,
Träge durch die öden Felder wälzt sich die Oktoberlust.
Nur die Krähen, düstre Schatten, sitzen einsam hier und dort,
Sich zu neuem Flug zu gatten, gleich als trieb auch sie es fort.
Seltsam rauscht es durch die Föhren wie gebrochener Herzen Schrei,
Nur der Tod kann mich betören, denn mein Glüd flog all vorbei.

Wir könnten noch fünfzig ähnliche Gedichte des gleichen Mitgreifers Greifscher Töne aneinanderreihen, der aber außerdem noch erhabenere Saiten seiner Lyra erzittern ließ. Schon hebt sich hoch über Greifsche Kunst "Waldzitt":

Wie sind die stolzen Hallen so liederstumm und leer! Die welken Blätter fallen müde und todesschwer. Ein jedes Fühlen rauben will mir die sterbende Welt, Des Rosses Stampfen und Schnauben mich nur im Leben hält.

Wer Ohren hat zu hören, der höre! Das heißt Greif auf seinem eigenen Gebiete niederstampsen durch den beslügelten Tritt eines wirklichen Pegasus. Wer hier nicht eine Lyrif großen Stils begreift, dem kann man nur ins Stammbuch schreiben: Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen. Doch das Stampsen verstehen Esel und Ochsen noch besser. Denn diesen mit Händen zu greifenden Götterboten, in dem sich Leiden und Leidenschaft zu wollüstig

mondsüchtigem Pantheismus auflösten — "ich lebe und bin tot viel tausend Jahr, ich weiß, daß ich einst war und doch nicht war" -, aus bessen allzu Menschlichem weinerlicher Liebesgier Strahlen dämonischen Hellgesichts aufzuckten — "Doch ungesprochen bleibt das lette Wort, und Sein und Nichtsein dämmern ewig fort" -, hat der Literatenplebs als "Dilettanten" niedergetrampelt. Ja, meine herrschaften, halten zu Gnaden, dieser fabelhafte Bogel Greif echter Poesie, alle Martin Greife hoch überfliegend, war ein gewisser W. Arent, der als lächerliche Figur in allen Literaturgeschichten der Ignoranten gnädig mit einem Fußtritt abgetan wird. Doch freilich, so viel Klein= odien seine ersten vier Sammlungen bergen, so kann in den wirr umherfliegen= den Abfallspänen seiner späteren Ausschleimungen einer ungenießbaren Dich= teritis, nur ein sehr freier überblick eine instematische Selbstbefleckung der einstigen Seelenschönheit entdecken. So beschränkt sind lyrische Fähigkeiten und so haushälterisch muß man mit Lorbeerkronen für bloke Lyrikbeflissene wirt= schaften. Wäre daher nicht an der Zeit, dem Lyrikerdünkel ins Gewissen zu reden? Breitangelegte Naturen lassen sich in die Enge lyrischer Stimmung nicht einpferchen. Sobald ein Greif und Genossen sich größeren Gebilden zuwenden, wird die Dürftigkeit ihres Wesens offenbar. Nur als Neutönung wie später bei Liliencron u. a. hat das Gedichteschmieden noch Daseinsberechtigung, wenn sie neue Worte findet. So fanden Heine und Lenau, so einst in beschränkterem Sinne Novalis und Uhland, ebenfalls auch noch die Droste, sonst nicht einer der andern. Es zeugt daher von Unreife, die harmonischesten Aushauchungen eines Greif und Genossen zu überschätzen, da es sich dabei doch nur um ganz einseitigen Ausbau einer nichts weniger als eigenständigen Gabe handelt, was nur zu oft zu Kunstspielerei ausartet. Heute suchen Dehmel, George u. a. wenigstens durch neue Sprachformen und denkerische Vertiefung die erstarrte Lyrik zu beleben. Aber das hilft alles nichts, wenn der heilige Geist einer großen Persönlichkeit fehlt. Nur dies leiht Goethes Versen das Kosmische und Elementare. Heutige wie Dauthenden, Mombert, Else Lasker= Shüler suchen dies durch extatische Verinnerlichung zu ersetzen, die sich in ba= roden und gesuchten Wendungen Luft macht. Die Lyrik ist aber ihrem Wesen nach konservativ und wurzelt stets in gleichen Gesetzen hingehauchter Seelen= musik. Sie kann vielleicht ihren Stoffumkreis, nicht aber ihre Formen erweitern, sonst wird sie unwillfürlich Rhetorik, die heut gewünschte bildmäßige Bla=

stift entzieht sie ihrer wahren Bestimmung. Ein Bildungstiesstand, der Geibel als Alassifer und den verschollenen, verdorbenen Arent als albernen Dilettanten ausgibt, zeigt das Geheimste poetischen Schaffens außerhalb der Begriffssphäre des Literaturphilistertums. Singe, wem Gesang gegeben! sollte kein Freibrief dasür sein, daß jeder für größere Gestaltung Unfähige im Bersemachen ein billiges Dichterpatent erwirdt. Ewig gilt Schillers Wahrwort: "Weil dir ein Bers gelingt . . . glaubst du schon Dichter zu sein?" Das beste italienische Gedicht versaßte ein Frrer, mitgeteilt in Lombrosos "Genie und Wahnsinn", die beste Lyrif aller Bölfer (Burns, Petösi, Musset, Goethe, Heine, Lenau) bedeutet nur Tagebuchnotizen überreicher Subjektivität, die sich auf natürlichstem, b e q u e m st e m Wege auslebt. Wer formal andere neue Bahenen sucht, entfremdet sich der gültigen Lyrifsorm für seelische Hieroglyphen, die jedoch keineswegs allein das lyrische Element einschließt.

Denn das Lyrische, als das Poetische schlechtweg, schwingt geradeso im Drama und in Epik mit. In vielen Szenen Shakespeares und im "Faust" stedt eine höhere Lyrik, als sie je in Gedichtform zum Ausdruck kam. Obschon uns eine Liedperle erster Güte in des Kürenbergers "Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr" aufbewahrt blieb, atmen manche Stellen des Nibelungenlieds und des Meistersangs von Tristan und Isolde die höchstgesteigerte Inrische Stimmung. Auch auf die gebundene Rede kommt es nicht an, Skizzen von Maupassant und Bretarte — um Beliebiges zu nennen — enthalten mehr echte Lyrik, als ganze Fuder von Gedichtbänden. Ja, um noch klarer zu werden: kein Vernünftiger bezweifelt, daß Byron von großartigster Lyrik strotte, doch seine Gedichte erreichen nie auch nur entsernt den titanischen Flug oder die ungeheure Sprachmeisterschaft seiner Werke epischer und (äußerlich) dramatischer Gattung, selbst seine subjektivste Lebensbeichte "Der Traum" gestaltete er als epische Pantomime. Warum? Weil die Lyrik geradeso wie die Musik bestimmte Grenzen hat, wo ihre Wirksamkeit aufhört. Wenn sich also in unsern Tagen ein scheinbarer neuer Aufschwung des Gedichtemachens anfündigt, so vermöchten wir selbst dann dies nicht als Gesundheitszeichen zu begrüßen, wenn es sich dabei um Vermehrung Inrischer Besitztümer drehte, statt nur um Drechseln und Meißeln der Sprachrundung und Symbolisierung von halbmetaphnsischen Impressionen, die sich von der reinen Lyrik der großen Alten oder eines Greif und Arent weit entfernen. Wenn der unselige Arent uns

einst eine Widmung schrieb: "dem Lyrifhasser und Lyriffenner par excellence", so durchschaute er unser schlechtes Herz, das sich zwar wahrem lyrischem Zauber willig hingibt, aber die engen Schranken des Liedes kühl und skeptisch er= faßt. Wozu die gebundene Rede für Dinge, die sich in Prosa fräftiger sagen lassen! . Wozu die Kunstlyrik, wenn das alte Landsknechtlied "Kein schönerer Tod ist in der Welt, als wer vor'm Teind erschlagen" mehr echte Lyrik aus= tönt, als die gesammelten Werke unserer neuen Lyriksucher deren Gifer im Schweiß ihres Angesichts einen impressionistischen Stil herausschnitzt, dem jede Naturfrische fehlt! Liliencron und Verlaine waren die letzten, denen das hei= lige Feuer, obschon auf trüber Lampe brennend, innewohnte. Wir brauchen nicht geläuterten Kunstverstand, keine neue Asthetik, Künstelei wird immer Spielerei, nur durch die Leiden der Leidenschaft geht der Weg ins Brautbett der lyrischen Muse. Ein braver rhetorischer Bratenbarde wie Arndt, nicht besser als Körner und Schenkendorff, sang plötslich die deutsche Marseillaise: der Gott, der Eisen wachsen ließ, erfüllte dies thönerne Gefäß mit unsterblicher Melodie unterm Zwang patriotischer Leidenschaft. Dies allein ist Aufgabe der Lyrif: "Das Herz ganz voll einer großen Empfindung", wie Goethe sagt, das rechte Wort zu finden. Alles heutige Gerede von Plastik verwirrt nur die Grundlinien, man pact schildernde Bilderei in gebrechliche zarte Form hin= ein, die dadurch gesprengt und zerstört wird. So muß unser Epilog zur alten Lyrif ein Nefrolog der neuen werden, denn es gibt stets nur die nämliche wahre Lyrif, die ihrem Wesen nach beschränkt, ein lauteres aber nicht sehr reichhal= tiges Gold.

Wir wollten unsern Lesern diese temperamentvollen und in vielen nicht unberechtigten Auslassungen nicht vorenthalten; ein offen Wort verdient ein offen Ohr. D. Red.



Die Auslandspolitif in der Schweizerpresse. In der Diskussion innerpolitischer Frasgen treten die aus den Sprachen- und Rassenunterschieden sich ergebenden Gegensätze in der Schweizerpresse nur selten in den Vordergrund. Eine bemerkenswerte Ausnahme machte 3. B. die Preßtampagne für und gegen das Bersicherungsgeset, wie überhaupt alle Frasgen der Zentralisation und des Staatssoziaslismus. Aber in der Regel entscheiden bei uns doch die parteipolitischen und wohl auch die konfessionellen Unterschiede mehr, als